



Was bringt die Zukunft für die Hunderten Millionen afrikanischen Bauern? Felix Kangwa in seinem Maisfeld fürchtet den Klimawandel.

Foto Frank Röth

Gerd Müller (CSU), Bundesminister für Entwicklung

Afrika steht vor einem Entwicklungssprung, so der Minister. Auch weil Smartphones die Dörfer erreichen.

Herr Minister Müller, nicht nur am Welternährungstag an diesem Mittwoch wird auch bei uns viel über afrikanische Kleinbauern gesprochen. Wie sehen Sie das: Soll Afrikas landwirtschaftliche Entwicklung im Rahmen der bestehenden Strukturen stattfinden – oder ist ein Kleinbauer wie Felix Kangwa, den wir begleitet haben, ein Auslaufmodell?

Der afrikanische Kontinent ist hundertmal so groß wie Deutschland. Von Kairo nach Kapstadt brauchen Sie zehn Stunden mit dem Flugzeug. Das ist die Entfernung Frankfurt-Peking. Und jede Region und jedes Land hat gerade im landwirtschaftlichen Bereich eine vollkommen andere Ausgangssituation, was Klima, Böden oder die Verfügbarkeit von Landmaschinen angeht. Gleichzeitig gibt es afrikaweite Trends: 600 Millionen Menschen leben und arbeiten auf dem Land, ein großer Teil davon in kleinbäuerlichen Strukturen. Die junge Generation möchte das harte Leben ihrer Eltern aber nicht mehr führen. Deswegen ist Landflucht ein großes Thema.

Viele Menschen im ländlichen Afrika, auch unser Bauer Felix Kangwa, wollen unbedingt in die Stadt umsiedeln...

Es ist wie überall, die Menschen wollen leben. Die Familien brauchen Zukunft, und die Jugend braucht Arbeit. Sie sehen westliches Leben, sie schauen CNN und andere Fernsehsender. Das hat eine ungeheure Wirkung auf die junge Generation. Sie wollen nicht im Dorf des 19. Jahrhunderts zurückbleiben. Darauf müssen wir reagieren, darauf müssen die Regierungen vor Ort reagieren. Und das heißt: Fortschritt in die Dörfer bringen, den Bauern Entwicklungschancen ermöglichen und für die junge Generation Ausbildung und Arbeit schaffen. Sonst endet die Zukunft für Afrikas Jugend in den Slums der Megastädte.

Wie kann die Entwicklung gelingen?

Die Bauern brauchen eine Entwicklung von unten, von den bäuerlichen Familien ausgehend. Zum Beispiel mit Genossenschaften, wie wir sie vor 150 Jahren in Deutschland – in der Raiffeisen- und Genossenschaftsbewegung – entwickelt haben. Das heißt: Stärkere Zusammenarbeit bei Anbau, Einkauf und Vermarktung. Das ist unser Ansatz. Großinvestitionen, Großbetriebe und Hightech-Maschinen können es nicht sein. Wichtig ist die Eigentumsfrage. Die Bauern brauchen Land und Boden, damit sie Kooperativen bilden können: um günstiger einzukaufen und besser auf Märkten verkaufen zu können. Das zusätzliche Einkommen können sie beispielsweise in angepasste Mechanisierung investieren. Vier von fünf afrikanischen Bauern bestellen ihr Land noch immer von Hand. Ein Ochsenpflug ist da schon Luxus, eine Motorhacke quasi Hightech. Mit solchen, für Kleinbauern-Kooperativen zugeschnittenen Landmaschinen könnte der afrikanische Kontinent in den nächsten Jahren enorme Fortschritte machen. Auch mit der Digitalisierung: Denn auch in den entlegenen Dörfern Afrikas ist das Internet und das Handy angekommen.

Dazu passt folgende Anekdote: Wir haben beobachtet, wie der Bauer Felix Kangwa Erdnüsse zehn Autostunden entfernt von seinem Dorf verkauft, weil er neuerdings auf dem Handy sieht, dass die Preise dort etwas höher sind.

Das Handy bietet der Dorfbevölkerung und den Bauern ganz neue Wege der Information: Wo beziehe ich Saatgut? Wo kann ich verkaufen und einen besseren Preis erzielen? Alte Abhängigkeiten lösen sich auf. Ein Bauer in Burkina Faso kann heute übers Internet direkt auf dem Feld die Preise der Chicagoer Warenbörse abfragen. Er ist damit dem Großhändler aus der Region nicht mehr ausgeliefert.

Bringen Innovationen wie Smartphones den armen Bauern in diesem Sinne vielleicht auch Jahrzehnte westlicher Entwicklungshilfe?

Beides ergänzt sich. Wir fördern ja gezielt solche digitalen Innovationen mit der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit, beispielsweise mit unseren fünfzehn Grünen Innovationszentren in Afrika und Indien. Eine Million Kleinbauern profitieren bereits davon. Das Wissen, die Technologien sind vorhanden, damit die afrikanische Landwirtschaft Quantensprünge macht. Das muss nicht hundert Jahre dauern, das kann in einem Jahrzehnt gelingen. Dazu müssen wir die vorhandenen Lösungen aber jetzt einsetzen und den Kampf gegen Hunger konsequent fortsetzen. Die Voraussetzungen sind in vielen Ländern gut. Blicke ich nach Sambia, einem Land, das Wasser und guten Boden hat, dann kann und muss das Land sich selbst ernähren. Es mangelt einfach am richtigen Einsatz von Wissen und leider auch an geeigneten Rahmenbedingungen. Das müssen und wollen wir ändern.

Jetzt ist im zweiten Jahr in Folge der globale Hunger in absoluten Zahlen angestiegen. Wo sehen Sie die Gründe?

Hunger ist und bleibt der größte vermeidbare Skandal auf unserem Planeten, denn die Erde hat das Potential, alle Menschen zu ernähren. Seit 1990 konnten wir die Zahl der Hungernden weltweit um fast 200 Millionen verringern, obwohl in der gleichen Zeit mehr als 2 Milliarden Menschen neu auf die Welt gekommen sind. Der Anteil der Hungernden in Entwicklungsländern halbierte sich auf 11 Prozent. Das ist ein großer Erfolg! Seit drei Jahren steigen allerdings die Zahlen wieder. 821 Millionen Menschen müssen weltweit hungern, in den letzten beiden Jahren sind rund 40 Millionen hinzugekommen. Die Ursachen sind regional verschieden. An der somalisch-äthiopischen Grenze hat es seit drei Jahren nicht geregnet. Erst verdorren die Pflanzen, dann sterben die Tiere. Hier sind der Klimawandel und die Wassernot der Grund, warum Millionen Menschen hungern. Vor wenigen Wochen war ich auch im Tschad. Hier liegt es eindeutig am fehlenden Willen der Regierung. In Südsudan sind Krieg und Gewalt verantwortlich. Viele internationale Helfer trauen sich nicht mehr in die Krisengebiete. Überschwemmungen haben zusätzlich einen Großteil der Ernten vernichtet. 7 Millionen Menschen sind akut vom Hunger bedroht. Eine Katastrophe!

Der größte Investor in Afrika ist China. Mit welchen Produkten kann die deutsche Wirtschaft Fuß fassen?

China hat erst kürzlich eine Investitions offensive für Afrika von 60 Milliarden Euro angekündigt. Das muss ein Weckruf für die deutsche Wirtschaft und Europa sein. Gerade in der Landwirtschaft liegen für deutsche Unternehmen große Potentiale – zum Beispiel ro-



Gerd Müller hält die Entwicklung von Afrikas Landwirtschaft auch für Europa für eine Schicksalsfrage.

Wie erntet Afrika mehr?

Seit Januar berichtet diese Zeitung in einem Langzeitprojekt über die Welternährung. Und beobachtet ein Dorf in Afrika. Zum Welternährungstag fragen wir Politiker, was sie davon gelernt haben. *Von Jan Grossarth*



Aus der F.A.Z.-Serie „Race to Feed the World“: Mülltransporter in Accra, Bauer Kangwa in Sambia, ein Hahn für den Häuptling von Nkoemfumu



Fotos Anne Waak, Wolfgang Eilmes, Frank Röth

Robert Habeck, Bundesvorsitzender von Bündnis 90 / Die Grünen

Er hofft, dass die Kinder aus Sambias Dörfern Lehrer werden, statt ewig Auberginen pflücken zu müssen.

Herr Habeck, glauben Sie, dass wir hier ein Bild haben von der Lebenswirklichkeit eines afrikanischen Kleinbauern wie Felix Kangwa?

Das glaube ich nicht, und ich würde mich da selbst nicht ausnehmen. Ich würde sogar behaupten, dass ich relativ viel weiß über Welternährung und Lebensmittelproduktion, die Kreisläufe und die Abhängigkeiten. Aber alle Erfahrung zeigt mir, und auch schon im kleinen Maßstab in Deutschland, dass die Bilder der Wirklichkeit ganz andere Eindrücke auslösen. Wir reden technisch und abstrakt, die Probleme vor Ort sind aber praktisch und konkret.

Was braucht so ein Dorf wie Nkoemfumu in Sambia, woran mangelt es dort?

Das ist genau der Punkt. Wir sollten aufhören, dem afrikanischen Kontinent ständig kluge Ratschläge zu geben, nach dem Motto: Jetzt erkläre ich als Bundesvorsitzender einer Partei aus Deutschland einem sambischen Bürgermeister,

was er machen soll. Das würde ich nur unern tun.

Was nehmen Sie von der Lektüre der F.A.Z.-Serie mit?

Dass wir uns hüten müssen zu sagen: Wir schätzen eure intakten Strukturen, aber bleibt bitte auch dabei. Die Menschen brauchen eine Entwicklungsperspektive. Es reicht nicht zu sagen: Es ist doch toll, dass ihr eure Auberginen auf euren Märkten verkaufen könnt, und eure Kinder und Kindeskinde werden auch Auberginen verkaufen. Kangwa zum Beispiel träumt davon, dass eines seiner Kinder Lehrer wird. Zur Recht, wer will ihm diesen Traum absprechen?

Brauchen Länder südlich der Sahara also eine industrielle Entwicklung, auch der Ernährungsproduktion?

Das ist eine schwierige und grundsätzliche Frage: Helfen Globalisierung und technische Entwicklung – oder zerstören sie die Strukturen? Ich glaube, dass eine technische Entwicklung nicht an sich gut oder schlecht ist, sondern dass sich ihr Wert an ihrem Nutzen für die Gesellschaft misst. Die nordwestliche Lebensweise profitiert davon, dass wir aus anderen, nicht so stark entwickelten Regionen Rohstoffe abziehen und im Gegenzug unseren Müll dorthin exportieren. In gewisser Weise betreiben wir auf diese Weise immer noch eine Art koloniale Politik. Gleichwohl ist es in bestimmten Re-

gionen gelungen, durch Handel, und auch globalen Handel, Wohlstand und technische Fortschritte zu generieren.

Braucht es dort Urbanisierung?

Vor allem braucht es Arbeitsteilung. Und Arbeitsteilung heißt, dass einige Landwirte produktiver sein müssen, um andere mitzuversorgen, die sich dann an anderer Stelle ökonomisch oder auch in der Bildung betätigen. Andererseits gibt



Robert Habeck hat einmal einen Roman über Namibia geschrieben. Aber er war nie dort. Also las er viel über Afrika – und liest.

es dort Grenzen, wo der Fortschritt zu einer Entmündigung führt, also wo die Gesellschaft nicht mehr frei entscheiden kann, welche Art von Produkten, Entwicklung und Anbau sie eigentlich will. Dann ist es zu viel. Die Idee von einem sozialen Markt, die auch Leitidee für Deutschland war, die heißt eben auch: selbst zu bestimmen, in welchen Entwicklungsschritten man vorangeht. Sonst geht es schnell nicht mehr darum, dass ein paar wenige Leute Auberginen an-

bauen und dafür Lehrerin oder Lehrer werden, sondern darum, dass niemand mehr etwas anbaut außer niederländische und dänische Konzerne.

Würden Sie sagen, so ein Dorf braucht zunächst auch Chemikalien, etwa zur Schädlingsbekämpfung?

Der Einsatz gegen Schädlingsbefall oder Fäulnisbefall ist ein zivilisatorischer Gewinn, denn so sind wir in der Lage, Hungersnöte zu vermeiden. Aber er muss ökologisch verträglich sein, und das ist bei der Art, wie und in welchen Mengen Pestizide derzeit weltweit in der Regel eingesetzt werden, nicht gegeben. Apropos ökologisch verträglich: Ich war beeindruckt, dass sogar der Bauer Kangwa ein starkes Problembewusstsein für das Schicksal von Masthähnchen hat.

Überrascht Sie das?

Zuerst hat mich das überrascht. Denn die Frage, wie wir mit Tieren umgehen, hat stark mit der Frage zu tun, wie und in welcher Menge wir Tiere halten. In der industriellen Tierhaltung werden Tiere zu Rohstofflieferanten degradiert. Beim zweiten Nachdenken ist es dann doch nicht so erstaunlich. In Deutschland hat man die Fleischproduktion aus unserem Sichtfeld verbannt: Nirgendwo sieht man zum Beispiel noch Schweine rumlaufen. Aber da, wo Menschen auf Tiere treffen und den Übergang erleben, da gibt es noch das natürliche Empfinden, dass Tiere Mitgeschöpfe sind.

Das Interview führte Erik Hecht.



Christian Borgemeister meint, die neue Gentechnik werde die Bauern von den Konzernen befreien.

Christian Borgemeister, Direktor des Zentrums für Entwicklungsforschung an der Universität Bonn

Ein Forscher über die revolutionäre Rolle der Märkte und der Gen-Technik

Herr Borgemeister, Sie haben 16 Jahre in Afrika gelebt, haben Dörfer wie Nkoemfumu gesehen. Woran mangelt es?

Die mangelnde Verknüpfung mit anderen Märkten ist ein riesiges Problem, überall in den ländlichen Gebieten Afrikas. Sie haben dort Regionen, die Brotkörbe dieser Länder, die nicht an die Infrastruktur der urbanen Märkte angeschlossen sind.

Sind Konzerne für Afrika ein Entwicklungstreiber – oder eine Gefährdung?

Ich möchte das nicht an den Konzernen festmachen. Es existieren technologische Entwicklungen, die ich als sehr

vielsprechend ansehe. Ein Crispr-Cas-Bausatz – für die „Gen-Schere“ – kostet nur ein paar tausend Dollar. Solche günstigen technischen Möglichkeiten stellen eine Demokratisierung der Molekulargenetik dar. Ich bin mir sicher, in fünf bis zehn Jahren wird es sehr viele Firmen in Afrika geben, die solche neuen Technologien einsetzen werden. Diese könnten das noch existierende Monopol globaler Saatgutkonzerne brechen.

Glauben Sie, im Jahr 2050 werden noch Strukturen mit den Klein- und Subsistenzbauern bestehen wie Felix Kangwa?

Ich bin mir ziemlich sicher, dass sich die Strukturen und die erzeugten Mengen ändern müssen. Die Länder selbst müssen Interesse daran haben. Insbesondere die Tatsache, dass viele Devisen für Nahrungsimporte aufgewendet werden,

sorgt innerhalb der politischen Systeme für einen extremen Druck. Halten Sie sich vor Augen: Der Landwirtschaftsminister hat vielleicht nichts zu sagen, der Finanzminister dafür jede Menge.

Denken Sie, in Afrika haben durch gentechnische Verfahren gezüchtete Pflanzen eine Zukunft, anders als der international abgelehnte „Golden Rice“?

Der goldene Reis wurde hauptsächlich abgelehnt, weil er als unnatürlich verändert angesehen wurde. Wenn sie andere Methoden einsetzen, die traditionellen Verfahren, wird das anders wahrgenommen. Es existiert eine sehr raffinierte Süßkartoffel. Die ist keine transgene Varietät und wurde vollständig akzeptiert.

Apropos Akzeptanz, in Deutschland wurden Neonikotinoide verboten.

